

URSULA MUSCHELER

Das rote Bauhaus

Eine Geschichte von
Hoffnung und Scheitern

BERENBERG

1926–30 / Vorhut

»Der Bau begonnen und – verschandelt«, klagte Erich Mendelsohn seiner Frau, als er im Juli 1926 in Leningrad sah, was aus seinem Entwurf einer Textilfabrik nach zahllosen Änderungen geworden war. Die Sowjets wollten den Westen einholen, vertrauten aber schlechten Kopisten. Sie machten gründliche Revolution, erstickten aber in noch gründlicherer Verwaltung. »Man sieht nach Amerika, aber man bleibt im Vorort von Königsberg.«¹

Mendelsohn versuchte zu retten, was zu retten war, doch er stand auf verlorenem Posten. Von Anfang an wurde er von den sowjetischen Kollegen angefeindet. Kaum hatten sie von seiner Beauftragung durch den Leningrader Textiltrust erfahren, setzten sie eine Pressekampagne in Gang, die vor persönlicher Verunglimpfung nicht haltmachte. Ausländer, so schrieben sie, seien weder vertraut mit dem sowjetischen System noch mit den lokalen Bedingungen. Außerdem sei das künstlerische Niveau der russischen Baukunst ebenso hoch wie das des Westens. Noch fehlendes technisches Wissen könne man sich leicht über Dienstreisen beschaffen. Auch sei am Entwurf der Textilfabrik einiges zu bemängeln: die unzureichenden Fundamente, der Überfluss an Treppen und Toiletten, die verspielten Formen, die an Überseedampfer denken ließen. Überhaupt sei das ganze Projekt ein Produkt dekadenter Architektenphantasie, und Mendelsohn, der die unglaubliche Summe von 20 000 Dollar Honorar bekommen habe, ein bloßer Geschäftemacher.

Die Vorwürfe wurden immer dreister. Nur wenige russische Kollegen wie Alexander Pasternak, der Bruder des Schriftstellers und Vertreter der Moskauer Konstruktivisten, nahmen Mendelsohn in Schutz. Sein Auftraggeber, der Leningrader Textiltrust, stellte sich nur zögerlich hinter ihn, als er erklärte, dass die Überprüfung der Bauarbeiten durch eine Kommission zu keinen Beanstandungen geführt habe. So ging die Kampagne munter weiter, bis Mendelsohn entnervt die Leitung des Projekts an den Trust zurückgab. Die Textilfabrik wurde erst zehn Jahre später und in stark veränderter Form fertiggestellt.

Anfang Oktober 1928 näherte sich mit Le Corbusier ein weiterer Großmeister des Neuen Bauens der russischen Grenze. Er hatte als einer von 3 ausländischen und 32 russischen Architekten am Wettbewerb für das Verwaltungsgebäude des Zentralverbands der sowjetischen Konsumgenossenschaften, Zentrosojus, teilgenommen und gewonnen; nun hoffte er auf den entsprechenden Auftrag. Seine Mutter wünschte ihm brieflich Glück und dass die Russen intelligent und allem Neuen gegenüber aufgeschlossen genug seien, um seine Ideen zu schätzen. »Soi prudent dans tes paroles«, mahnte die Mutter, der das Land der Bolschewiki nicht ganz geheuer schien, »Sei vorsichtig in Deiner Wortwahl, mach keine Politik, bleibe ein Künstler, der einzig und allein über seine Kunst reden will.«² Der aufmerksame Sohn schickte ihr, wohl zur Beruhigung, eine Postkarte, hochachtungsvoll unterschrieben von einigen der besten russischen Architekten: »Madame, die Moskauer Architekten senden der Mutter des größten Architekten der Welt ihre respektvollen Grüße.«³

Le Corbusier bekam den Auftrag und betraute die jungen russischen Kollegen Nikolaj Koll und Andrej Burow mit der Ausführung vor Ort, doch auch ihm blieb Kummer nicht erspart. Der weitere Verlauf des Baugeschehens zeigte, dass selbst der größte Architekt der Welt nicht verhindern konnte, dass sein Entwurf, ohne die Entscheidung mit ihm abzustimmen, mehrfach abgeändert und die Bauausführung für einige Jahre eingestellt wurden.

Im März 1930 reiste Le Corbusier erneut nach Moskau. Er sollte als Gutachter beim Wettbewerb »Grüne Stadt« tätig werden, lehnte aber eine Beurteilung der eingereichten Projekte ab. Stattdessen legte er einen eigenen Entwurf zur Umgestaltung Moskaus vor, der den gleichen Prinzipien folgte, die er schon für Paris propagiert hatte: Die bestehende Bebauung sollte unter Beibehaltung einiger wichtiger Bauten wie Kreml, Basilius-Kathedrale und Lenin-Mausoleum durch ein Netz gläserner Hochhäuser in einem großen Park ersetzt, die Stadt autogerecht ausgebaut und in Nutzungszonen aufgeteilt werden. Die Wohnhäuser enthielten, da Le Corbusier Kommunehäuser ablehnte, abgeschlossene Einzelwohnungen mit 15 Quadratmetern Wohnfläche pro Person, ergänzt durch gemeinschaftliche Einrichtungen wie Restaurant, Kindergarten, Wäscherei und kleine Läden.

Das Zentralkomitee lehnte die Vorschläge zwar als kleinbürgerlich ab, Le Corbusier aber gab die Hoffnung nicht auf, doch noch den Umbau Moskaus, eine der größten Bauaufgaben der Zeit, entscheidend beeinflussen zu können. Das bolschewistische Projekt »Sowjetunion« faszinierte ihn, im neuen Moskau sah er den »Embryo einer neuen Welt«. Die Entwicklung des Landes erschien ihm wie eine zauberische Geschichte aus Tausendundeiner Nacht, die von lauter Superlativen erzählte und ihn magisch anzog: Die Traktorenfabriken waren die größten der Welt, die neuen Städte wuchsen in kürzester Zeit aus dem Nichts. Überall Optimismus und Jugendlichkeit, Ideen und Tatkraft, überall radikale Entwürfe und Projekte, die auf eine neue Gesellschaft und einen neuen Menschen zielten. Tief im Inneren scheint Le Corbusier allerdings nicht so recht an das Märchen geglaubt zu haben, denn er warnte schon früh vor Gefahren: »Man muss sich in Moskau (genau wie überall!) vor dem Auftauchen eines Akademismus der neuen Zeit hüten!«⁴

Neben den beiden großen Meistern des Neuen Bauens besuchten auch einige Bauhäusler Moskau auf eigene Faust, um mit den fortschrittlichen Kräften der WCHUTEMAS, der Höheren Künstlerisch-Techni-

schen Werkstätten, Kontakt aufzunehmen. 1928 kam Gunta Stözl, Leiterin der Weberei, mit den jungen Architekten Arie Scharon und Peer Bücking auf Einladung der russischen Studenten, die sich im Jahr zuvor als Gäste am Dessauer Bauhaus aufgehalten hatten. Ein Jahr später reiste der Jungmeister Hinnerk Scheper mit Frau Lou nach Moskau. Er war vom *Maljarstroj*, dem Trust für Wandmalerei des Obersten Volkswirtschaftsrates, als Berater für farb- und maltechnische Fragen für ein Jahr unter Vertrag genommen worden. Scheper ging, wenngleich erschreckt von der Größe der ihm gestellten Aufgabe, beherzt ans Werk und erreichte, »dass eine kleine Gruppe von Malern heute schon fähig ist, nach festen Angaben eine qualitativ weit bessere Arbeit zu leisten, als man bis jetzt hier kennt.«⁵ Um auch das in seinen Augen mangelnde Bewusstsein der Sowjetrussen für die Bedeutung formaler Fragen zu heben, forderte Scheper in der *Moskauer Rundschau*, Normierung und Geschmacksbildung allgemein voranzutreiben, damit die Bewohner der neu ausgemalten Wohnungen nicht mit ihren viel zu großen Möbeln und ihrem Plüschauber, ihren Heiligenbildern und tausend Nutzlosigkeiten die gewonnene Klarheit und Heiterkeit wieder zunichte machten, denn keineswegs war der Arbeiter, wie erhofft, frei von kleinbürgerlichen Geschmacksvorurteilen.

Als Scheper nach Ablauf des Vertrages das Angebot erhielt, unbefristet in Moskau zu bleiben, schlug er vor, den Vertrag vorerst nur für sieben Monate zu verlängern, und fuhr mit Lou nach Berchtesgaden, wo ihre Kinder während ihrer Abwesenheit in einem Kinderheim untergebracht waren. Ende Oktober kehrte Scheper nach Moskau zurück und wurde Leiter der Kontrollkommission für Farbgestaltung, was bald zu Konflikten mit den beauftragten russischen Architekten und Künstlern führte.

Die Durchsetzung des Farbplans für das Kammertheater Moskau, so schrieb er Lou, die bei den Kindern geblieben war, werde wahrscheinlich einen harten Kampf kosten. Eine Verständigung mit den beauftrag-

ten Architekten und Künstlern sei kaum möglich. Die Leitung von *Maljarstroj* gehe ebenfalls zunehmend auf Konfrontationskurs, er müsse sich auch hier auf eine energische Gegnerschaft einstellen. Bald zeigten sich seine beruflichen Aussichten in einem so unerfreulichen Licht, dass er, als seine weitere Mitarbeit am Bauhaus gesichert schien, wenige Monate später der Sowjetunion endgültig den Rücken kehrte. Bestärkt haben mag den jungen Familienvater in seinem Beschluss, dass die zunehmend schlechtere Lebensmittelversorgung ein Zusammenleben mit den Kindern in Moskau nicht ratsam erscheinen ließ.

Wie sehr der Lebensstandard in der Sowjetunion infolge der gewaltsamen Kollektivierung der Landwirtschaft und der schlechten Ernte 1929 sank, schildert Ernst Derendinger, ein Schweizer Grafiker, der, bereits ins zaristische Russland ausgewandert, nach der Revolution in Moskau geblieben war und das Leben der Russen lebte, recht anschaulich. Damals seien wieder Brotkarten eingeführt worden und vor den Geschäften hätten sich Schlangen gebildet. In Moskau habe es, da sich hier viele Ausländer aufhielten, zwar noch genügend Brot gegeben, auch wenn es kaum mehr genießbar gewesen sei, in den Provinzstädten aber habe man schon wieder gehungert. Auf den Märkten habe man von den Bauern noch alles Notwendige kaufen können, doch nur in kleinen Mengen und zu Preisen, die den Massen fast unerschwinglich waren. Den Bauern sei fast alles genommen worden, um es zu exportieren.

Neben den Brotkarten seien bald auch Karten für Zucker, Tee, Seife, Fleisch, Milchprodukte und Kartoffeln ausgegeben worden. Ein Arbeiter habe nur noch Anspruch auf 600 Gramm Brot pro Tag gehabt, auf 200 Gramm Fett, einen Liter Pflanzenöl und ein Kilogramm Zucker pro Monat. Brennmaterial sei rationiert und das gesetzlich festgelegte Temperaturminimum von 12,8 auf 8,9 °C herabgesetzt worden. An allen Ecken und Enden hätten Mangel und Elend geherrscht, und niemand habe mehr die Früchte seiner Arbeit gesehen. »Nirgends sah man mehr ein frohes, hoffnungsvolles oder sogar lachendes Gesicht, alle Arbeiten-

den und ihre Angehörigen waren jetzt sichtlich deprimiert, denn alle standen wieder sozusagen vor dem Nichts. Und selbst die feurigste und hoffnungsvollste Propaganda vermochte sie jetzt nicht mehr aus dieser gedrückten Stimmung herauszureißen, denn sie wussten alle, dass sie persönlich von diesem Riesenprogramm kaum etwas mehr als schwere Arbeit gegen elenden Lohn und Fraß zu erwarten hatten.«⁶

Im Sommer 1930 sei die Lage noch schlechter geworden. Die staatlichen Lebensmittel- und Kleidergeschäfte – private habe es schon lange nicht mehr gegeben – seien fast vollständig geleert worden, wohl um die Waren zu exportieren und mit dem Geld die Projekte des ersten Fünfjahresplans zu finanzieren oder sie für die höheren Genossen vorzuhalten. Nur Schnaps, auf dem hohe Steuern lagen, habe man noch in beliebigen Quantitäten kaufen können. Selbst in Moskau hätten sich Ohnmachtsanfälle in den Betrieben gehäuft, und die Kinder hätten bleiche, wachsgelbe Gesichter bekommen. Doch entgegen der trostlosen Lage sei in den kommunistischen Zeitungen des Auslands das gute Leben in der Sowjetunion über alles gelobt worden. Deutsche Arbeiter hätten, so habe es geheißen, aus der Sowjetunion nach Hause geschrieben, wie gut es ihnen ginge und wie viel sie zu essen bekämen. Alles stimmte, so Derendinger, nichts war gelogen, nur einiges verschwiegen, dass nämlich die Russen sich in dieser Zeit mit dem denkbar schlechtesten »Fraß« begnügen mussten.

Leseprobe aus:

Ursula Muscheler

Das rote Bauhaus

Eine Geschichte von Hoffnung und Scheitern

168 Seiten · Abbildungen · Halbleinen · fadengeheftet · 164 x 228 mm

© 2016 Berenberg Verlag, Sophienstraße 28/29, 10178 Berlin

Konzeption|Gestaltung: Antje Haack | www.lichten.com

Satz|Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Mössner

Reproduktion: Frische Grafik, Hamburg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-946334-10-1



BERENBERG